

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919.

Nr. 9.

Im Spiegel.

Novelle von Ingeborg Andresen.

(Nachdruck verboten.)

Wiebke Mylius schritt mit ihren leichten behenden Schritten durch die kühle fliesenbelegte Vordiele. Da vorne an der Haustür stand der große Schrank aus Birnbaumholz, in den zwischen Marmorpfosten ein wundervolles Spiegelglas eingelassen war. Dort ließ sie sich am besten der Hut aufsetzen und der Schleier binden. Wiebke Mylius pflegte diesem Teil ihrer Toilette immer besondere Sorgfalt zu widmen. Es war ihrer allem Heftigen und Gewalttätigen abgeneigten Natur peinlich, zu einer Gesellschaft mit verwehten und zerzausten Frisuren anzukommen, selbst wenn man es so zwanglos vorfand, wie sicher auf Rosenhof, wo Frau Reichgraf Ebsen stets eine ganze Reihe Gastzimmer für den ankommenden Besuch zur Verfügung hielt. Außerdem aber hatte sie Vater heute so lange mit Bitten bestürmt, bis er ihnen die geschlossene Chaise zur Fahrt nach Rosenhof erlaubte. Er war sonst nicht dafür, denn er fand es allzu großartig und anspruchsvoll, wenn das junge Volk im geschlossenen Wagen fahren wollte — den benutzte er nur bei besonders feierlichen Anlässen.

Wiebke lächelte betrieblig ihrem Spiegelbild zu: sie sah mal wieder süß aus, wie sie sich selber gestand. Hart und hellblond, ein richtiges Kokettengesichtchen, dem selbst das pikante Schönheitspflasterchen in Gestalt eines winzigen Leberfleckchens am Kinn nicht fehlte. Nur das allzu helle Blau ihrer Augen verursachte ihr Kummer; doch waren sie in letzter Zeit entschieden dunkler und träumerischer geworden, wie sie feststellte. Wohl infolge des inneren Erlebens der letzten Wochen — noch einmal lächelte Wiebke selbstvergessen ins Glas. Im gleichen Augenblick überzog ihr Gesicht ein jähes Erschrecken, sie fühlte sich in ihren innersten Gedanken ertappt und belauert: über ihre Schulter sah das Gesicht ihrer älteren Schwester Merret ihr entgegen.

Lehnsmann Mylius' Rotfuchs, wie Merret im weiten Umkreis genannt wurde, war das gerade Gegenteil der zierlichen Wiebke: groß, kräftig und breitschultrig, mit starkem braunrotem Haar und dunkelblauen Augen in dem von Lust und Sonne gebräunten schmalen Gesicht, hatte sie den jäh auffahrenden Charakter des Vaters geerbt, der auch in seiner Stellung als Lehnsmann nicht vor gelegentlichen Gewaltmaßregeln zurückschreckte.

Merret Mylius' starke Brauen hatten sich finster zusammengezogen und in ihren Augen lag ein Ausdruck, der wenig zu einem Fest zu passen schien. „Bist du bald einmal fertig? Du weißt doch, daß der Fuchs nicht so lange vor der Deichsel stehen mag!“ Ihre Stimme klang herb und unfreundlich, dabei sahen ihre Augen noch immer wie die der Schwester unverwandt ins Glas.

„Der Fuchs?“ Wiebke starrte im Spiegel der Schwester ungläubig in das drohende Antlitz. „Der Fuchs? Wir nehmen doch die Chaise mit den beiden Schimmeln! Vater hat es mir heute mittag zugesagt.“ Merret lachte höhnisch auf: „Glaubst du, ich will im Fuchseltrab auf Rosenhof vorfahren? Mit der Begräbniskutsche hinterher? Nur damit deine Locken nicht verwehen?“

Der Schwester zartes Puppengesicht verzog sich weinerlich:

„Ich mag aber nicht den Fuchs und das offene Gig! Bei diesem Sturm! Du brauchst doch nicht selbst zu fahren — das kann Thomas ja tun! Setz dich zu mir in den Wagen, Merret!“ Das Letzte klang wie eine dringende Bitte, Wiebkes Züge hatten sich plötzlich wieder geglättet, ihren Mund umspielte ein Lächeln und in den Augen lag ein zärtliches Flehen.

Merret gab keine Antwort. Das sind die Augen, mit denen sie ihn auch ansieht! dachte sie in aufquellendem Zorn, und eine heiße Blutwelle schoß ihr zum Kopf, daß ihr bunte verwirrende Farbflecke einen Augenblick alles zu verdecken schienen — der Schwester holdes in Erwartung gespanntes Antlitz und daneben ihr eigenes wie in einem dunklen Gefühl erstarrtes.

Mit einem Ruck wandte sie sich um: „Nein, es bleibt dabei, wir nehmen das Gig mit dem Fuchs! Weißt du nicht, daß der eine Schimmel noch immer lahmt? Sollen sie uns auf Rosenhof auslachen, wenn wir ankommen wie Armenhäusler auf einer Sonntagsfahrt?“

Wiebke sagte nichts mehr, ihr waren nun wirklich die Tränen gekommen, aber sie biß die Lippen zusammen und stand nur noch ein paar Augenblicke mit vorgeneigtem Kopf, um den verhallenden Schritten der Schwester zu lauschen. Wenn sie nur selbst hätte fahren können — dann hätte Merret nicht ihren Willen durchgesetzt! Aber sie hatte nie Lust und Neigung dazu verspürt, ihr war es immer angenehmer erschienen, aller Verantwortung ledig im Wagen zurückgelehnt sitzen zu können und sich an den ihr in bunter Fülle zufließenden frausenen Gedanken und Bildern zu erfreuen. Daher bestimmte nun die Schwester immer allein — Wiebke schüttelte sich vor Unbehagen und schritt dann zögernd mit unlustigem Gesicht der Vorangegangenen nach.

Auf Rosenhof rüsteten die Gäste sich zum Abschied. Es war heute nur junges Volk geladen: die jungen Männer und jungen Mädchen von all den umliegenden Herrenhöfen durften in zwangloser Kameradschaft, nur unmerklich beaufsichtigt von der jeweiligen Hausfrau, miteinander verkehren. Sie hatten alle als Kinder miteinander gespielt, lange Jahre dieselben Schulen besucht

und freuten sich nun gemeinsam ihrer frischen Jugend. Wie selbstverständlich und ohne viel Aufregung knüpfte sich hier und da ein festeres Band, fast immer den Wünschen der Eltern entsprechend, da der Kreis von vornherein mit strenger Auswahl sich bildete. Seit einigen Wochen ging es auf diesen Festen etwas anders zu: lebhafter, lustiger, um einen Grad ausgelassener. Es war, wie wenn ein plötzlicher Windstoß über ein ruhendes Gewässer fährt: die glatte Oberfläche kräuselt sich und tief vom Grund steigt es wie wachgerufenes Leben auf.

Die alte Frau Deichgraf Ehsen sah diesem heimlichen Brodeln und Wühlen mit verstecktem Lächeln zu. Sie hatte es sich wohl gedacht, daß der Junge ein klein wenig wie der Hecht im Karpfenteich wirken würde. Nur zu — das konnte ihrer Ansicht nach der hiesigen schwerfälligen Art nur gut tun. Bendig Grager war der einzige Sohn ihrer Schwester, die sich früh nach einer anderen Gegend verheiratet hatte. Er kam zum ersten Male in die Heimat seiner Mutter — nicht ohne bestimmte Absicht: das väterliche Gut brauchte mal wieder einen größeren Barzuschuß. Doch das verriet Frau Deichgraf niemand, zumal, da sich das lebhaft Gewünschte so zwanglos zu verwirklichen schien.

Sie stand in der offenen Haustür, hinter ihr in der hohen breiten Diele flackerten die duftenden Wachslichte in den silbernen Leuchtern und bligten die Messingbeschläge der alten Schränke und Truhen. Die letzten Nachzügler drängten sich um sie, für jeden hatte sie noch ein Scherzwort, einen Auftrag für zu Hause — dabei spähten die Augen unter der schwarzen Spitzenkapotte immer wieder zu Lehnsmann Mylius' beiden Töchtern hinüber. Merret saß schon im Gie und hielt die Zügel straff in den nervigen Händen. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und sah starr geradeaus in die dämmerhelle Sommernacht. Dann und wann ging es wie ein Ruck durch ihren Körper, sie riß an den Zügeln, daß der Fuchs erschrocken hochstieg und die zitternden Ästern blähte.

Ob Merret es endgültig aufgab? Frau Deichgraf jeufzte ein klein wenig ungeduldig — ihr war die ältere Lehnsmannstochter lieber als das verwöhnte jüngere Püppchen. Na, der Junge hatte vielleicht da doch den richtigen Instinkt: er war wohl nicht der Mann dazu, einer Merret Mylius gegenüber Herr zu bleiben. Da stand er noch immer mit der anderen zusammen, sie lachten und schwatzten und flüsterten, als ob sie sich Gott weiß was für Geheimnisse von der Seele reden müßten!

Endlich nahmen sie Abschied — Bendig Grager zog verstohlen Wiebkes Hand an die Lippen, sah ihr zärtlich in die lockenden Augen und half ihr dann in den Wagen. Noch ein Gruß, der beiden Schwestern zugleich galt, Wiebke wollte sich vorbeugen und noch ein Wort sagen — da traf ein Peitschenschlag das ungeduldige Pferd, das sich entsezt bäumte und dann wie rasend davonstürzte — der zweirädrige Wagen schien sich auf der tollen Fahrt die steile Werft hinunter fast überschlagen zu wollen. Unter den Zurückbleibenden wurden unwillige und ängstliche Ausrufe laut, Frau Deichgraf aber lachte sorglos auf: „Gott, Kinder, was soll da passieren? Die Merret fährt sicherer als ihr alle miteinander!“

Auf dem ebenen, gut gehaltenen Weg flog der Wagen nur so dahin. Die Schwestern schwiegen beide, nur hielt die erblagte Wiebke sich krampfhaft mit beiden Händen an der Wagenbrüstung fest. Merret hob den vorgebeugten Kopf, ein rascher, entschlossener Blick sprang zur Seite und im nächsten Augenblick wandten sich Pferd und Wagen so scharf nach links die schräg ansteigende Deichböschung hinauf, daß Wiebke unwillkürlich gegen die Schwester rutschte.

„Auf den Deich, Merret? Warum denn? Laß uns doch unten bleiben — ich bitte dich!“

„Der Weg ist kürzer.“

Wieder schwiegen die Schwestern. Wiebke wagte keine weiteren Einwendungen, obgleich sie heute wie immer gegen ein starkes Unbehagen ankämpfen mußte

bei der raschen Fahrt auf dem schmalen und holperigen Deichdamm. Doch schob sie das mit Gewalt zurück — sie hatte so viel Schöneres zu denken und zu erinnern, daß dagegen ihre heimliche Angst völlig untertauchte.

Merret hockte zusammengeduckt wie unter Frostschauern — ihr war, als ob immerwährend eiskalte Wellen ihr über den Kopf zusammenschlugen und dann wieder eine brennende verzehrende Hitze, die ihr alles Denken unmöglich machte. Nur sekundenlang tauchte sie gleichsam atemischöpfend aus diesen Qualen auf — dann fuhr wie ein Blitz die Erkenntnis durch ihre Seele, daß ihre Liebe Narrheit und Wahnsinn war; sie wußte instinktmäßig um all das unverföhnlich Gegensätzliche zwischen sich und Bendig Grager, sie ahnte ihre überlegene Kraft und seelische Stärke und litt alle Bitternisse dieses Wissens im voraus — aber gleich darauf knirschten wieder ihre Zähne aufeinander und wie mit blutroter Flammenschrift stand einem Wegweiser gleich, dem sie folgen mußte, der Entschluß vor ihrem inneren Auge: Er muß mein sein! Mein! Nicht Wiebkes!

Die fast taghelle Mittsommernacht umzog alles mit weichen zärtlichen Konturen — zur Linken, einen Steinwurf weit, das schlafende Watt, aus dem dann und wann ein glücklicher schmerzlicher Laut herüberkam wie aus leichtem Kindertraum, daran das schmale Vorland mit den ruhenden Tierkörpern, die sich fast der mütterlichen Erde einzufügen schienen, hier oben die leicht gekrümmte Linie des massigen Deiches, heller darauf der schmale Fahrweg, dann und wann ein an der steil abfallenden Innenseite niedersteigendes Gatter, und zur Rechten das weite alte Koogland mit den verstreuten Herrenhöfen, die mit ihrem Baumschuh verschmolzen wie riesige Urwelttiere in der einsamen Ebene hockten.

Aus Merret Mylius' Brust stieg ein verzweifelter Laut, halb Schluchzen, halb dumpfes Drohen. Sie riß an den Zügeln — das zitternde schweißbedeckte Tier stand. Nun sah sie ihrer Schwester voll ins Gesicht, rückweise, zwischen zusammengepreßten Zähnen stieß sie die Worte heraus:

„Wiebke . . . hör! . . . Du mußt . . . Du mußt verreisen! Gleich! Morgen schon! . . . Du sollst gehen, hörst du! . . . Ich . . . kann nicht mehr . . .“

Die Jüngere richtete sich erstaunt auf, eine Frage wollte sich ihr über die Lippen drängen, aber dann kam ihr blitzartig das Verständnis und sie konnte das leicht triumphierende überlegene Lächeln um die Lippen nicht mehr zurückhalten. Merret sah es wohl kaum, in drängender Ungeduld hob sich ihre Stimme: „Versteht du mich nicht? Du sollst fort . . . fort!“

Wiebke lachte jetzt hell auf: „Das möchtest du wohl! Aber weshalb sollte ich gehen? Jetzt gehen? Niemals tu' ich das, Merret!“

„Niemals?“ Merret schrie das Wort förmlich heraus und wiederholte es immer wieder, dazu wie von Haß und wildem Hohn völlig getränkt den Namen der Schwester: „Wiebke?! Wiebke?!“

Doch die schüttelte nur leicht verächtlich den Kopf: „Nie! Nie!“

Da griff Merret Mylius wie von Sinnen nach der Peitsche, ein klatschender Hieb traf das ahnungslose Pferd, ein scharfer Ruck am rechten Zügel: ferkengerade stieg der Fuchs hoch, im nächsten Augenblick riß er den leichten Wagen mit sich den steilen Innendeich hinunter. Ein entseztter Schrei durchbrach die tiefe Stille der Nacht, noch ein kurzes, scharfes Krachen und Splintern, das angstvolle Schnauben und Stöhnen eines Tieres, ein paar wahnsinnig klopfende Hufschläge auf die weiche Grasnarbe der Fenne — und dann wieder lautloses Schweigen.

Merret Mylius schritt unablässig in der langen Vor-diele auf und nieder, nun schon zwei Nächte und zwei Tage. Die Leute gingen ihr schon aus dem Weg. „Sie

kann nicht mal mehr weinen!" sagte die alte Botilde Laffen in der Küche; aber bei den andern weckte dies Wort kein Mitleid: Merret Mylius sah nicht aus, als ob sie weinen möchte. Und doch lag drinnen in der großen Vorderstube ihre Schwester auf den Tod danieder — man hatte Wiebke mit einer schweren Gehirnerschütterung nach Hause gebracht.

"Du, du — mit deinem wilden Jagen trägst die Schuld daran!" hatte der Vater ihr im ersten Entsetzen zugerufen. Ihr hatte dabei keine Wimper gezuckt, und jetzt beim Auf- und Abgehen wog sie das Wort nur immer mit leiser Verwunderung. Schuld tragen? Unter quälender Schuld leiden? Das hatte ihr schon früher nur ein ungläubiges Kopfschütteln entlockt, — wenn man so entschlossen etwas hatte wollen, wie sie es gewollt, da konnte sie sich beim besten Willen keine Reue nachher vorstellen. Sie wußte noch genau, wie sie gedacht hatte in der Minute, als sie auf das Tier loszuschlug. "Wir beide! Wir beide fort! Ausgelöscht! Tot!" Aber dann die paar Sekunden, in denen das Gefährt den Abhang hinunterstürzte, hatten ihr den schon lange dahinter lauernden stärkeren Wunsch entlockt: "Sie nur! Nur sie! Ich nicht!" Und das Schicksal hatte ihr zugestimmt.

Hinter ihr klangen Schritte auf den braunen Giesen. Sie wandte sich nicht um. Es war der Arzt, der wieder ging. Unter den blanken Brillengläsern hervor traf sie ein forschender Blick!

"Es steht nicht zum besten, Fräulein Mylius. Ich komme heute nacht wieder. — wenn wir diese Nacht überstehen, geschieht ein Wunder."

Sie zuckte nur gleichgültig die Schultern — ein anderes Wunder sollte ihr zukommen. Noch einmal traf sie der suchende Blick:

"Sie sehen schlecht aus. Sehen Sie nur einmal in den Spiegel! Und legen Sie sich hin!" Damit ging Doktor Bartels leicht grüßend zur Tür hinaus.

Merret Mylius verhielt eine Sekunde ihren Schritt — schlecht sah sie aus? Wie aus einem dumpfen Trieb heraus streifte ihr Blick den Spiegel im Birnbaumschrank. Sie streckte jäh entsetzt die Hände aus, ein Fallen brach über ihre blutlosen Lippen: Herrgott — war sie das? Sie, Merret Mylius? Nein, nein, unmöglich — so brach das gierige Verlangen aus ihren Augen: Wiebke soll sterben! sterben!? So grub sich der rasende Haß um ihren Mund, so lagerte sich die übermächtige Leidenschaft auf ihrer Stirn, so verzerrten die wilden heißen Wünsche ihre Züge? Herrgott — Herrgott: Das war Kains, des Brudermörders unseliges Antlitz!

Sie schlug die bebenden Hände vor das Gesicht und brach mit dumpfem Laut in die Knie, ihre Schultern bogen sich wie unter einer übergroßen Last — Merret Mylius war wie durch welkenferne Zeiten plötzlich dem ersten verzweifelden Büsser an die Seite gerückt und schleppte dessen Riesenfluch mit.

Als nach einem halben Jahre Lehnsmann Mylius' jüngste Tochter dem Neffen der alten Frau Reichgraf die Hand reichte, war Merret Mylius ein paar Tage früher in ein entferntes Schwesterhaus eingetreten — unter der dunklen Haube brauchten die sie einkleidenden Frauen nur noch schneeweißes Haar zu verstecken.

Neue Kunde von Beethoven.

(Nachdruck verboten.)

Der bekannte Beethoven-Forscher Friedrich Kerst hat im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart ein Werk erscheinen lassen, das unter dem Titel "Die Erinnerungen an Beethoven" alles zusammenfaßt, was uns von den Zeitgenossen über das Erdenwallen des Meisters von der Wiege bis zur Bahre berichtet wird. Aus Briefen, Tagebüchern und Erzählungen, von mehr als 140 Freunden und Bekannten Beethovens setzt sich hier ein einzigartiges, lebendiges und anschauliches Bild seines Lebens zusammen. Bei seinen langjährigen Studien ist es dem Verfasser auch gelungen, auf diesem bereits so viel durchforschten Gebiet neue Quellen zu erschließen und noch unveröffentlichtes Material mitzuteilen, das hauptsächlich aus dem Nachlaß des Mozart-Biographen Otto Jahn und aus den Konversationsheften stammt. Aus diesen wertvollen neuen Beiträgen zur Beethoven-Funde seien einige der wichtigsten herausgehoben.

Aus der Jugend.

Ein Kollege des jungen Beethoven in der Bonner Hofkapelle war Bernhard Mäurer, dessen eigenhändige Aufzeichnungen sich im Jahnschen Nachlaß befinden und interessante Aufschlüsse über die traurige Kindheit des Komponisten gewähren. Der 8jährige Louis wurde von dem Pianisten Pfeiffer unterrichtet. "Dazu war keine ordentliche Zeit festgesetzt; oft, wenn Pfeiffer mit Beethovens Vater in einer Weinschenke bis 11 oder 12 Uhr gezecht hatte, ging er mit ihm nach Hause, wo Louis im Bett lag und schlief; der Vater rüttelte ihn ungestüm auf, weinend sammelte sich der Knabe und ging ans Klavier, wo Pfeiffer bis zum frühen Morgen bei ihm sitzen blieb, da er das ungewöhnliche Talent desselben erkannte, vielleicht brachte er ihm auch einige aus Kirnberger geschöpfte Kenntnisse bei. Nach einem Jahr mußte Pfeiffer Bonn verlassen, und Louis konnte nun ruhig schlafen. Als er so weit war, daß er sich mit Beifall vor Kennern hören lassen konnte, lud sein ergatzter Vater jeden ein, seinen Louis

zu bewundern, der aber gegen jedes Lob gleichgültig blieb, sich zurückzog und für sich allein übte, am liebsten, wenn der Vater nicht zu Hause war." Der Zehnjährige wurde dann von einem gewissen Sambona unterrichtet, da er außer der Musik bis dahin noch nichts gelernt hatte. "Sambona unterrichtete ihn nun täglich, zuerst in den sogenannten Rudimenten, Auszug der lateinischen Grammatik; Louis machte so schnelle Fortschritte, daß er in sechs Wochen die Ciceronischen Briefe übersetzte, und trieb ein Jahr das Lateinische. Dann trieb er mit ihm Logik nach Feders deutschem Compendium und etwas Französisch und Italienisch, bis er Bonn verlassen mußte." Der Lehrer im Kontrapunkt wurde für Beethoven dann in Wien Johann Schenk, dessen ausführliche durch eine Abschrift Jahns erhaltene Erinnerungen bisher noch nicht veröffentlicht waren. Tief ergriffen wurde er, als er seinen neuen Schüler, den damals noch völlig unbekannten Komponisten, zum ersten Mal auf dem Flügel phantasieren hörte: "Nach einigen Anklängen und gleichsam hingeworfenen Figuren, die er unbedeutend so dahingleiten ließ, entschleierte der selbstschaffende Genius so nach und nach sein tiefempfundenen Seelengemälde. Von den Schönheiten der mannigfaltigen Motive, die er klar und mit überreicher Anmut so lieblich zu verweben wußte, war mein Ohr zur beständigen Aufmerksamkeit gereizt. . . . Nachdem der Künstler seine Virtuosität so meisterhaft beurkundet, verändert er die süßen Klänge in traurig wehmütige, sodann in zärtlich rührende Affekte, dieselben wieder in freudige bis zur scherzenden Cändelei. Jeder dieser Figuren gab er einen bestimmten Charakter, und sie trugen das Gepräge leidenschaftlicher Empfindung, in denen er das Eigene, Selbstempfundene rein aussprach."

Ein Bekenntnis.

Ein bisher unbekanntes Bekenntnis des Meisters, dessen kosmischer und mystischer Charakter ganz seinem Ideenkreise entspricht, findet sich in den Erinnerungen

von Joh. Andreas Stumpff, der 1824 zu Beethoven „wallfahrtete.“ Bei einem Spaziergang mit ihm sprach Beethoven begeistert: „Hier sitze ich oft stundenlang, und meine Sinne schwelgen in dem Anblick der empfangenden und gebärenden Kinder der Natur. Hier verhüllt mir die majestätische Sonne kein von Menschenhänden gemachtes Dredach, der blaue Himmel ist mein sublimes Dach. Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese soviel Millionen Meilen entfernten Gestirne hin zum Urquell, aus welchem alles Erschaffene strömt, und aus welchem ewig neue Schöpfungen entströmen werden. Wenn ich dann und wann, versuche, meinen aufgeregten Gefühlen in Tönen eine Form zu geben — ach, dann finde ich, mich schrecklich getäuscht,

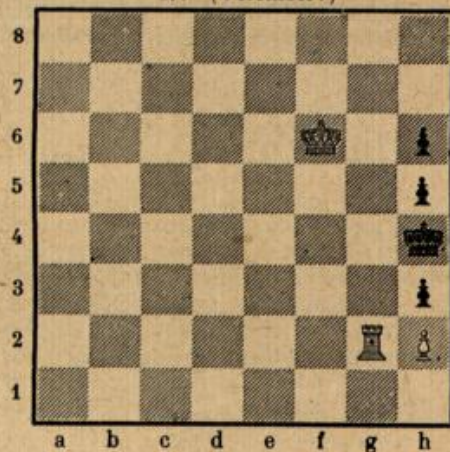
ich werfe mein besudeltes Blatt auf die Erde und fühle mich fest überzeugt, daß kein Erdgeborener je die himmlischen Bilder, die seiner aufgeregten Phantasie in glücklicher Stunde vorschwebten, weder durch Töne, Worte, Farbe oder Meißel darzustellen imstande sein wird. Ja, von oben muß es kommen, was das Herz treffen soll, sonst sind es nur Notenkörper ohne Geist, nicht wahr? Was ist Körper ohne Geist? Dred oder Erde, nicht wahr? Der Geist soll sich aus der Erde erheben, worin auf eine gewisse Zeit der Götterfunken gebannt ist, und ähnlich dem Acker, dem der Landmann köstlichen Samen anvertraut, soll es aufblühen und viele Früchte tragen, und also vervielfältigt hinauf zur Quelle emporstreben, woraus er geflossen ist. Denn nur durch beharrliches Wirken mit den verliehenen Kräften verehrt das Geschöpf den Schöpfer der unendlichen Natur.“

Spiele und Rätsel.

Schach.

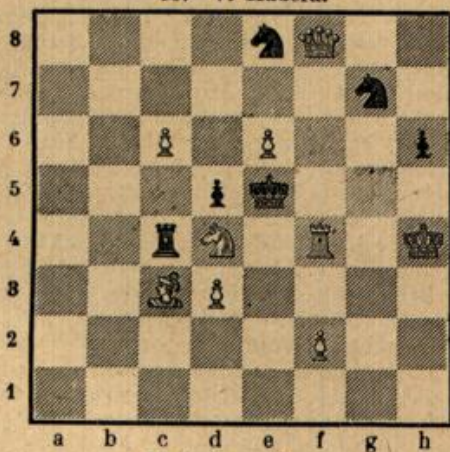
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

47. (Verfasser?)



Matt in 4 Zügen.

48. V. Kadera.



Matt in 2 Zügen.

49. Dr. O. Blumenthal.

Weiß: Ke4, Tb3, f1, La8, Bc2;
Schwarz: Kg2. (Matt in 3 Zügen.)

50. S. Loyd.

Weiß: Kh8, Dd2, Tf6, h4;
Schwarz: Kh6, Dg6, Lg5, Bh5. (Matt in 2 Zügen.)

Nr. 47 wurde uns von einem Schachfreunde zur Verfügung gestellt; sie hat mehr Endspielcharakter, ist aber sehr witzig und so recht eine Illustration des Anderssen'schen Ausspruches: „Ich brauche eigentlich nur soviel Figuren, als zum Mattsetzen nötig sind.“ Über Nr. 48 lasen wir eine Kritik des Schachweltmeisters: „Es verlohnt sich, das Problem aufmerksam zu studieren. Ein Versuch zur Lösung ist äußerst lehrreich. Die Matbilder sind ganz andere, als man erwartet hatte.“

Nr. 49 und 50 sind zwei leichtere Erzeugnisse der beiden berühmten Problemautoren.

Partie Nr. 13.

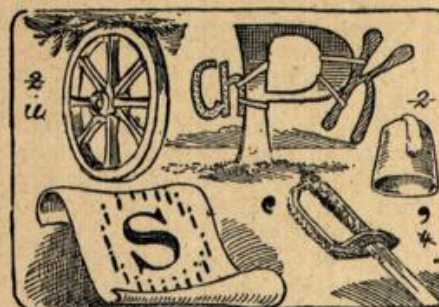
Weiß: Max Weiß. — Schwarz: E. Schalopp.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. Sc3, Lc5; 6. 0—0, b5; 7. Lb3, d6; 8. d3, Lg4; 9. Se2, Dd7; 10. Sg3, Sd4; 11. c3, Lxf3; 12. g2xf3, Sxb3; 13. a2xb3, h5; 14. Le3, h4; 15. Se2, Dh3; 16. Sc1, g5; 17. Kh1, g4; 18. Tg1, Lxe3; 19. fxe3, gxf3; 20. Df1, Sg4! (Eine heitere Situation für Weiß, das nunmehr aufgibt; es droht Matt oder Damenverlust.) Altmeister Schalopp, von dessen Können diese Partie ein so beredtes Zeugnis gibt, ist am 9. April in Berlin gestorben. Er nahm 1880 auch an dem Meisterturnier in Wiesbaden erfolgreich Anteil.

Lösungen.

Nr. 40. 1. Kh3, h5; 2. Lh7, Kh7; 3. Dh5# (1. Lf7 oder d3 scheitert an g5+). Nr. 41. Lb3 („Ein ausgezeichnetes Stück“). 42. Lh1. Zu Nr. 39 liegt die Autorlösung jetzt vor; sie stimmt mit der schon gegebenen Lösung überein. — Richtige Lösungen sandten ein die Herren: F. S., A. Dl., J. J., E. Körper, A. L., M. Deubert, A. Seber, Ph. Br. (Nr. 42 ist Zwei- nicht Dreizüger.) C. B., F. Temme (auch zu 36—38.)

Bilder-Rätsel.



Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 8.

„Vaseline.“